

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 71. Bromberg, den 26. März 1930.

Die Clari-Marie.

Roman von Ernst Zahn.

(12. Fortsetzung.)

„Bist am Sonntag mit einem Stadtherrn auf dem obern Tierstock gewesen, scheint's?" fragte jetzt der Hansi. Der Gisler schmauchte.

„Ja," nickte er.

„Das ist ein böser Berg," meinte der Hansi.

„Leicht ist er nicht", gab der andere zurück. „Es kommt auch darauf an, wie man ihn anpackt." In langen Pausen fuhr er weiter fort: „Wenn du einen mit dir hast, der das Klettern versteht und nicht Angst hat, kommst überall durch. — Der Herr vom letzten Sonntag ist schon einer gewesen, der gehen kann. — Aber nachgeben hat er doch müssen, wie es durch die Wildflühen hinaufgegangen ist." Bei diesen Worten zog der Gisler die Zähne ein. Ein Ausdruck stiller Freude und verborgenen Stolzes lag in seinem Gesicht, in seinen Augen besonders. Hansi hielt inne; es zwang ihn etwas, daß er den Gisler ansehen mußte.

„Er ist dir nicht nachgekommen, meinst?" fragte er.

„Ja, ja", sagte lachend und nickend der andre. Dann drehte er sich, sprang auf wie ein Junger und stieß einen eigentümlichen Lockruf aus. Der Hansi schlug die letzten Äste vom gefällten Stamm, kahl und lang lag dieser da. Der Gisler lockte noch immer. Zweige knackten, nacheinander brachen die Ziegen, die sich unter den Stämmen verloren hatten, durch das niedere Reisig. „Lug, der Teufel, der Teufel ist wieder fort", schimpfte der Gisler und knallte mit der Peitsche, dann ging er dem Waldrand zu, sah sich um, trat weiter in die Alpweide hinaus und spähte, seine Brauen standen wie Ecken, und unter ihnen fuhr ein Blick hinaus wie Feuerzüngeln. „Komm, sieh", schrie er jetzt nach dem Hansi hinüber. Der legte die Axt weg und kam zu ihm.

„Sieh dort! Die hat beim Eid einen Gemsbock zum Vater gehabt und keinen Geißer, die! Alleweil vergeht sie sich, alleweil ist sie an jeder Stutzwand oben", sagte der Gisler. Er wies westwärts, wo Wald und Alp wie abgeschnitten waren und ein schroffer Felskegel turmgleich in den Himmel hinauf stach. Auf seiner dem offenen Alpgrund zugewendeten Seite hingen da und dort grüne Grasbüschel aus dem rissigen, grauen Gestein, da war ein Band und dort eines, hoch in den leuchtenden Morgen hinaus hing vom Fels wie ein Fähnlein eine schwankende weiße Hauswurzdolde, und oben, noch höher, so hoch, daß einem das Genick weh tat, wenn man hinaufschaute, zuckte es golden und wie Feuer, als schmiedete einer die Sonnenspieße, die von allen Seiten auf den nackten Felskopf stachen. In der Mitte der senkrechten Wand, auf breiterem, grünem Sims stand eine weiße Ziege und meckerte, stand da, ging einmal vorwärts und einmal zurück und konnte nicht weiter.

„Hinauf kommt sie immer, der Teufel, der Teufel", schalt halb lachend der Gisler, „aber zurück —"

„Solltest nicht glauben, daß es möglich wäre, daß eine da hinauf käme", sagte der Hansi.

„Ich sage ja, von einer Gemse kommt sie her, die, eineweg."

Er ging in den Wald zurück. „Wir müssen von hinten hinauf, von hinten ist er nicht so stutzig, der „sonnig Kögel"!" rief der Hansi ihm nach. „Kannst mich von oben herunter seilen."

Da stand der Gisler schon wieder am Waldsaum. „Das kann ich allein, Bub", sagte er. „Gibst mir dein Seil?" fragte er, hielt schon das dünne, feste Hanfseil in Händen und murmelte: „Es ist lang genug." Eine Antwort wartete er nicht ab, ging zwischen Wald und Alphalde hin und hatte auf einmal einen seltsamen Schritt, groß, weit, daß die Holzschuhe nicht mehr klapperten und der ganze hagere Mensch wie aus gespannten Sehnen gebaut schien. Der Hansi ließ sich ins Gras nieder, breit, behäbig, als meinte er: „Gern sehen will ich, was jetzt werden will."

Nach einer Weile kam der Gisler von hinten herum am Felskegel heraufgestiegen; einen Augenblick schien es, als schreite er auf den spitzen Tannengipfeln, die sich wie neidig und mit gereckten Hälsen neben der Felswand emporstreckten. Mit unheimlicher Schnelligkeit klomm er die Wand hinan, das Seil hatte er um den Leib gewunden, jetzt hackte er die Finger in einen Spalt, jetzt setzte er den runden Rand des plumpen Holzschuhs auf ein halbhandbreites Steingesims. Nicht einmal abgelegt hatte er sie, die Schuhe.

„Herrgott", sagte der Hansi, stand auf und dehnte die Brust und hatte Herzklopfen, halb vor Freude, halb vor Angst. Als er es gesagt hatte, stand der Gisler schon bei seiner Ziege; er stieß einen kurzen Jauchzer aus. Dann legte er das Seil in einer Schlinge dem Tier um den Hals. Das andre Ende band er sich wieder um den Leib und maß die Höhe der Wand. Schwarz stand sie vor ihm auf. Mit derselben stillen, zähen und jähen Sicherheit, mit der er den ersten Weg überwunden hatte, klomm er den oberen Teil der Wand empor. Jetzt straffte sich das Seil.

„Ju — hu — huhu", jauchzte der Gisler; der Hansi sah, wie er am Seil nestelte und dann auf der Platte des Felsens mit einem Ruck sich über den Rand hineinwarf. Einen Augenblick später tauchte dort ein seltsamer Kopf auf, das spärliche Seilende steckte ihm zwischen den Zähnen. Dann griffen seine Arme herab, die Ziege schwebte, am Halse angebunden und zappelnd, in der Luft; in wenigen Augenblicken hatte er sie oben bei sich und riß sie auf den Felsknauf hinauf, wie vorher sich selber.

„Herrgott", sagte unten der Hansi noch einmal, dann ging er nach seinem Arbeitsplatz zurück, holte Brot und Käse aus der Tasche und machte sich ans Mittagsmahl. Er war noch nicht zu Ende, als der Gisler mit der Ziege bei ihm stand.

„Hinten herab ist der „Kögel" weich wie ein Schlittweg, unten bist, bevor du's denkst", sagte er.

„Du bist schon einer, an der jähen Wand da hinaufzugehen", sagte der Hansi.

„Ja, gehen kann ich", sagte der Gisler ganz schlicht, „das sagen die Stadtherren auch." Dann schien ihm plötzlich ein

Gedanke zu kommen. „Willst sehen, was sie mir schicken und schenken, die Stadtherren?" fragte er. Auf die Antwort wartete er nicht, lockte die Ziegen und stieg durch den hängenden Wald eine Strecke bergab. „Komm", winkte er dem Hansi.

„Solang du Mittagszeit machst, kannst mitgehen", dachte der Hansi, packte die Restbissen zusammen und schritt kauend und langsam dem Kehle-Gisler nach.

12.

Eine „Kehle" war in den Berg geschnitten, eine breite, grüne Rinne, in der da und dort ein Steinbrocken lag. Diesseits und jenseits trat der Wald zurück, als hätte Wildwasser sich Raum geschaffen, aber es fuhr nur manchmal im Winter ein sanfter, kurzer Schneerutsch die Rinne hinab; der alte Wald stand, wie ihn der Herrgott hatte wachsen lassen. Über der Kehle lag ein Block, ein haushoher Steinkerl, der irgendwo in der Höhe seinem Mutterfels abgesprungen, über den weichen Alpboden gehüpft war und mit dem letzten faulen Ruck sich nah an die Grasrinne herangewälzt hatte. So nah, doch nicht näher stak der Steinkerl da oben im Alpboden, daß des Gislers Hütte noch Raum hatte zwischen ihm und dem abschüssigen Rand. Angelehnt an den Stein und wie ein ängstliches Jungding bei ihm unterkriechend stand dort das, was der Gisler ein Haus nannte. Es war ein Gefüge von Balken und senkrechten Brettern, ein schiefes, halbes Schindeldach hing unter dem Felsen hervor. Die tannenen Bretter waren grau; wo sie im Alpgrund fußten, morschten sie übel, und keine Deckleiste schloß die Fugen zwischen Brett und Brett. Hoch oben, nah unterm Dach, war ein kleines, ganz sauberes Fenster; weil die Bretterwand schief gegen den Fels stand, war das Fenster nicht mehr dem weiten Taljenseits, sondern fast mehr nach oben, dem Himmel zugewendet, und da war es nun, daß es schien, als tue die armselige Wohnstatt aus dem Fenster einen offenen, gläubigen, fröhlichen Blick zum Himmel auf. Den Eingang in die Hütte hatte der Kehle Gisler von der Westseite, da war eine fürnehme Tür. Ehemals war es eine Schranktür gewesen, das Verschlußbrett an einem so elenden Wackelgestell, daß der Dorfwaibel vom Isengrund es des Pfändens nicht wert gefunden, als er vor Jahren den Lätz um seine ganze Habe gebracht hatte. Jetzt stand es von außen angelehnt an die zwei Hüttenseiten, inwendig waren vier Nägel geschlagen, an denen Schnurschlingen hingen. Blies der Sturm, so hingen sie von innen die Tür fest, damit sie nicht fortgetragen wurde.

Der Gisler, als er mit dem Hansi daherkam, schob das Türbrett beiseite. „Komm, so komm", sagte er, bückte sich und schlüpfte in den Bau. Dem Hansi verschlug es beim Eintritt den Atem; eine Stickluft strömte ihm entgegen. Als er zwischen den Türpfosten hindurchtrat, war ihm, er müßte die breiten Schultern einziehen, damit er sich durchzwänge. Als er drinnen war und die Augen sich an das sonderbare, vom Rauch gestörte Sonnenlicht, das durch das Fenster fiel, gewöhnt hatte, fand er, daß der Gisler besser wohnte, als er erwartet hatte und als die vom Isengrund immer ihm nachlästerten.

„Komm und setz dich an den Tisch", sagte der Lätz, „wenn du noch magst, kannst mit uns Imbiß haben."

„Tag, Hansi", sprach da jemand aus einem andern Hüttenteil, und während der Lätz, der eine lehnenlose Stabelle fand, um sich zu setzen, sich umwandte, sah jener wie die Hexe im Märchen die Claudi, das Buckeli, die mit der Severina zur Schule gegangen war, in einer Art Schlupfwinkel stehen. Dort stand ein roher, steingeschichteter Herd, dessen Töpfe nicht hoch sein durften, weil sie sonst an die Felswand stießen. Das Herdfeuer brannte. Ein rostiges, zwischen Herd und Steindach gezwängtes Blech wehrte notdürftig dem Rauch, in die Hütte vorzudringen, und ein ebenso rostiges Rohr half ihm nach hinten irgendwo ins Dunkel hinaus abzuziehen. Die Claudi rührte in einer Pfanne, stand in einem rotbraunen dünnen Rock, der am Halse offen war, in einem Dunstqualm und hatte das schmale Gesichtlein ihm zugewendet. Es war rosig von der Herdhitze, und das braune Haar hing feucht und wirr um beide Seiten, aus diesem schmalen, rosigen Rund mit dem Haargewirr darum schauten die Augen; wäre es noch dämmeriger gewesen, hätte einer meinen können, zwei Lichter schienen im Dunkel.

„Tag, Claudi", sagte der junge Furrer ganz spät; er war fast verlegen und wußte doch, daß die vom Isengrund den Gisler, den „Lätz", geringer achteten als ihr Rindvieh.

„Du bist, meine ich, noch gar nie bei mir gewesen, solang wir uns schon kennen", sagte der letztere jetzt, saß am Tisch und sägte mit einem Sackmesser an einem Roggenbrotlaib. Der Tisch stand da wie auf Gichtbeinen, war klein, wackelig, tannen; aber er war sauber wie die beiden Stühle. Viel andres enthielt die kleine Hütte nicht, nur an Schnüren und Stangen hingen und auf Bretterregalen lagen eine Unmasse neue, herrliche Dinge, warme Strümpfe, warme Kappen, Hosen, Röcke, feste Schuhe, ein paar neue Gletscherseile, ein halbes Dutzend Eispickel und dergleichen mehr. Auf denen fuhr jetzt des Hansis Blick herum, während die Claudi in der Pfanne die Suppe herbeitrug und sie in zwei Blechteller schüttete, die der Gisler aus der Tischschublade gezogen hatte.

„Beim Eid, noch nicht hier gewesen bist", wiederholte dieser.

„Nein, nein", sagte der Hansi. Daß du mir dem „Lätz" nicht nachlaufst, dem Gottlosen, der nie in eine Kirche geht, hatte ihn die Clari-Marie schon immer gewarnt.

„Willst jetzt Suppe?" fragte die Claudi; sie hielt noch einen Rest in der Pfanne zurück und sah den Hansi frei an. Wie sie jetzt dastand, erschien sie ganz groß gegen vorhin; sie wuchs auch wie die Severina und war schlank, von weichen Gliedern, nur der Kopf saß tief im Nacken, der Rücken hatte sich nicht ausgewachsen, der war hoch und gewölbt.

„Nein, dank'", sagte Hansi, die Suppe zurückweisend; da schüttete die Claudi dem Vater den Rest in den Teller und stellte die Pfanne hinten in die Steine. Gleich kam sie zurück an den Tisch und hob an mit dem Gisler im Zweitakt die Suppe zu löffeln.

„Ja, siehst jetzt", sagte der Alte unterm Essen zu dem Hansi und wies auf die Regale und Stangen. „Da siehst, wie sie's gut meinen, die Stadtherren."

„Bei Gott, ein ganzer Kaufladen", sagte der Hansi.

„Gelt, er könnte das verkaufen, der Vater!" warf die Claudi ein, „es gäbe gerade ein schönes Stück Geld."

„Das will ich nicht!" sagte der Gisler; dabei blitzten seine Augen ganz stolz. „Das sind so gut wie Zeugnisse, sind sie, die Dinger da; wenn sie nicht zufrieden gewesen wären, die Stadtherren, hätten sie nichts geschickt."

Die Claudi tat darauf etwas Sonderbares, strich dem Gisler über die runzelige, graue Stirn, strich ihm die schwarzgelben Haarsträhne zurück und schmeichelte an ihm herum, als müßte sie ihm etwas abbitten. „Ja, ja", sagte sie dabei. Den Hansi lächelte sie an, als wollte sie fragen: Gelt, das ist einer? Dann stützte sie sich mit beiden Ellbogen auf des Alten Schultern, daß sie wie eins mit ihm war und der Hansi sehen konnte, was die vom Isengrund schon alleweil sagten: Wie eine Klette hängt das Buckeli an ihrem Vater.

Jetzt kamen die Ziegen durch die Tür gestrichen, die Claudi fütterte sie mit ein paar Brotstücken, trieb sie dann wieder hinaus und hängte mit der Tür den Eingang wider sie ab.

Der Gisler war aufgestanden, kramte auf einem Wandbrett und holte ein in schwarzes, vergriffenes Leder gebundenes Buch herab. „Siehst, jetzt", sagte er zutraulich, „das muß ich dir noch zeigen, da kannst lesen. Wenn ich schon das Patent nicht kaufen kann, sie sind eineweg gut wieder heimgekommen, die Herren." Er blätterte in seinem Führerbuche. Seite an Seite war in Bleistift und Tinte geschrieben. Der Hansi sah in das Buch und las Zeugnis um Zeugnis. „Ja, ja", sagte er. Das Staunen über all das Gute, das in dem Buche stand, klang in seiner Stimme. Des Gislers Gesicht war ganz von Freude durchzündet. Plötzlich lief er vor die Tür hinaus, stellte sich vor den Türpfosten, wo die Halde sich steil senkte und der Blick frei in die Welt flog. Dort fing er an zu jodeln, schrill zuerst, fast wild, dann sanfter und schön, langgezogen und zart, daß die Töne waren wie singende Kindlein, die Hand in Hand in langer, stiller Reihe ins Blaue hineintrippeln, aufwärts in die eisweißen Berge, hin über Gletscher, hin über leuchtende Kämme ins Unendliche hinaus.

(Fortsetzung folgt.)

Vater und Sohn.

Skizze von Eva Gräfin von Baudissin

Der Bauer saß am Holztisch im Herrgottswinkel. Vor ihm lagen ein Laib Brot, ein Stück Käse und ein Messer. Aber er mochte nichts essen. Drinnen waren die Weiber dabei, der verschiedenen Frau das Totengewand anzuziehen und ihr Gesicht und Hände zu waschen. Einen Streit hatte es wegen der Ausgaben für die Verstorbene gegeben: Hundert Mark sollte er für das aus einem Papierstoff hergestellte Totenkleid zahlen! Er hatte sich vermessen, daß er kein Depp sei — und die Frauen waren entrüstet, daß er in solch einer Stunde seinen Geiz nicht überwinden mochte.

„Die paar Mark!" Er lachte hohnvoll auf. Was wußten denn die, was so eine schleichende Krankheit über Jahr und Tag gekostet hatte? Und das war noch das Geringste. Er mußte Hilfe nehmen, Magd und Knecht für die Feld- und Stallarbeit, eine Pflegeschwester für die Frau und die Buben. Ja, mit einer ganzen Handvoll, mit vier Stück hatte ihn die Frau allein gelassen. Er stützte den Kopf: was sollte werden? Die Pflegerin, geärgert von seiner Engherzigkeit, die ihn dazu brachte, ihr die Scheite Holz zuzuzählen und ihr die brennenden aus dem Ofen zu reißen, erklärte ihm schon in der Nacht, daß sie nicht eine Stunde nach der Beerdigung bleiben würde. So. Mochte sie gehen — mochten sich alle auf und davonmachen. Ihm war es gleich. Er fühlte sich sterbenselend. Er hustete, und er wußte wohl, was Arzt und Nachbarn meinten, daß auch ihn die Lungensucht gepackt hätte. Gut denn! Da wollte er alles gehen und stehen lassen. Legte er sich auch nieder, so konnte der Hof verkauft und die vier Buben konnten an die Verwandtschaft verteilt oder in die Fremde geschickt werden. Ihm war es gleich. Im Augenblick freute und grämte ihn nichts mehr. Er war fertig mit der Welt. Draußen gab's ein Hüah und Hott! und ein Gelächter. Grade unter seinem Fenster. Flüchtig schaute er auf. Da war nichts zu sehen von Pferd und Wagen. Dann hörte er ein Klirren von Blechgeschirr und Kinderstimmen: Ah, der Hardi — der hatte wie immer noch vor der Schule die Milch zum Käser gefahren, auch heute, als sei's ein gewöhnlicher Alltag, und war doch ein festlicher in den Augen all der Leute, die sich nachher im Wirtshause auf seine Kosten an Bier und Würsten gütlich tun würden. Er seufzte auf . . .

Da öffnete sich langsam die Tür, zwei Buben stürzten herein, sahen ihn erschrocken an und drängten sich darauf mit aller Gewalt durch den Eingang zurück, an der Gestalt des Ältesten vorbei, der ihnen die Wildheit verwies. Ernsthaft kam der Hardi vorwärts, auf dem linken Arm den Jüngsten, den kaum zweijährigen Adolf, dessen Namen er nie wie Eltern und Geschwister in „Adi" verkürzte. Er trug den Buben nach der Ofenbank, setzte ihn dort nieder, zog ihm das Kleidchen über die Knie und rückte ihm die Beinchen zurecht. Leise ermahnte er ihn zur Ruhe. Der Kleine aber sah sofort die Eßwaren auf dem Tische und schlug bittend die Händchen ineinander.

Hardi kam an den Tisch. Er war klein von Wuchs und konnte trotz seiner sieben Jahr kaum über die Tischkante sehen. „Schneidet dem Adolf ein Bröckele Brot ab", bat er. Der Bauer mußte fast lächeln. Seit Adolfs Geburt war ja die Frau immer bettlägerig gewesen. Da hatte der Hardi den Kleinen aufgezogen, als sei er die ältere Schwester. Er brachte das Kind des Abends und Mittags zu Bett, wärmte ihm die Milch und wachte über seinem Recht an der besten Nudel.

Der Adolf brauche jetzt kein Brot, meinte der Bauer, wieder unwirsch geworden, es sei keine Zeit — bald würde zu Mittag gespeist werden.

„Der Adolf brauchet a Brot", versicherte der Hardi ungerührt, der Adolf habe nur ein Stück Käse als Geschenk vom Käser erhalten — wie sie alle —, weil doch die Mutter... er sprach nicht aus, sondern wandte sein Gesicht dem Nebenzimmer zu, von woher man die gedämpften Stimmen der Frauen hörte.

Der Bauer schwieg. Er griff nach dem Laib Brot und schnitt für den Adolf ein Stück herunter, mit dem der Hardi schnurstracks nach dem Ofen lief, Brocken abbrach und sie unter sanftem Zureden dem Kleinen in den Mund schob.

„Magst' auch eins?" fragte der Bauer.

Der Hardi schüttelte den Kopf und wiederholte, was er eben vom Vater gehört hatte: daß es eh' Mittagszeit sein würde — — —

Neckte ihn der Bub? Der Bauer bekam eine dicke Falte auf der Stirn, den Vorläufer seiner Heftigkeit und den Kindern so gut bekannt, daß der Adolf sein Gesicht mit den Händen bedeckte und ein Klagen begann. Der Ältere beugte sich zu dem Kleinen nieder und versicherte ihn, daß der Vater net bös sei, — hatte er dem Adolf nicht das gute Brot gegeben?

War der Junge noch einmal frech?

„Geh' her!" gebot der Bauer. Der Hardi gab dem Adolf einen Ruck gegen die Ofenwand, damit er nicht abstürze. Dann lief er eilends nach dem Tisch. Grad' über die Kante fort blickten seine dunklen Augen aufmerksam und fest in die des Vaters. Dem wurde seltsam unter dieser Prüfung: Was mochte dies Kind, sein Erbe, von ihm denken? Er tat seine Pflicht wie alle Tage, aber ihm kam es doch vor, als läge etwas anderes im Ausdruck dieser samtweichen Sterne, die genau so blickten wie die Tote, die Mutter, in ihren besten Stunden. —

„Hardi", sagte der Bauer, „weißt denn du, daß die Mutter von uns fort geht und net mehr kommen wird?"

„Im Kirchhof schaufeln sie auf, wo der Großvater liegt", antwortete der Bub still.

„So! Des hast geseh'n? Und traurig bist net?"

„Ihr habt's gesagt", erwiderte der Hardi ruhig und sprach den Vater mit „Ihr" an, wie er's noch von dem gehört hatte dem Großvater gegenüber, aber wie's nur noch in wenig Familien Brauch war, „als der Großvater 'sturben is: „Der Mensch muß sterben, damit er in'n Himmel kommt." Wie soll denn nachha die Mutter in'n Himmel kummen, wann's net 'sturben is?"

„Recht hast", sagte der Bauer und blickte vor sich nieder. „Im Himmel is sie jetzt — aber —", er sah wieder auf und wieder grad' in die Augen seines Sohnes, „wie wird denn des werden, wenn nachha die Mutter nimmer kummt? Was werden mir machen, mir Elendigen, allein, ohne die Mutter?"

„I hab'n Adolf", entgegnete sogleich der Hardi und warf einen bedeutsamen Blick nach rückwärts auf sein Pflegekind. Dann kehrte er sich dem Vater wieder zu. „Als der Großvater 'sturben is, hat der Herr Pfarrer g'sagt, „Tut's Enkene Pflicht — nachha richt' sich All's ein, wie der Herrgott sich's gewunschen hat"."

Pflicht — ja, die saß diesem Buben in Fleisch und Blut. Und dem Bauern fiel ein, daß es fast nie Zank und Streit zwischen seinen Buben gab. Der Hardi schaffte mit ein paar tüchtigen Watschen Ordnung, und die Brüder ließen sich's gefallen, von seiner Gerechtigkeit zutiefst überzeugt. Niemals hatten er und die arme Verstorbene einen Ärger gehabt, noch vor kurzem lobte sie den Hardi: „Er verschafft mir ein ruhig's Sterben." Ob sie mehr damit gemeint hatte, ob es ihr klar gewesen war, daß der kleine Hardi die Sorge für die Brüder und ihr Guttun übernehmen würde? Nachha — nachha — ihm hob sich die Brust leichter in einem langen Atemzug — da könnt's am End' doch noch gehen, eine Weil', auch mit ihm. Bis die Buben größer geworden waren — und er nicht hilflose Waisen zurück zu lassen brauchte. Ihm sank der Kopf auf die Brust. Dann hörte er ein Geräusch: da bewegte sich der Hardi auf Zehenspitzen aus dem Zimmer, den Adolf, dem vor Schlaf das Köpfchen schief hernieder hing, auf den Armen.

„Wo gehst hin, Hardi?"

„Hinauf, Vater. Er muß in sein Betterl."

„Komm, ich hilf' ihn dir tragen."

Aber der Hardi, gewiß, daß der Bruder ein Mordsgeschrei beginnen würde, wenn er jetzt den Platz wechselte und gar wenn der Vater ihn anrühren möchte, schüttelte den Kopf.

„Des muß i scho' tun", wies er bestimmt die Hilfe ab.

Der Bauer sah auf die Tür. Des war sein Hardi, ein guter Bub, ein lieber, ein — ein, den hatte der Herrgott ihm zum Trost gelassen. — —

„Schwester", sagte er, als nach einer Weile die Pflegerin aus dem Totenzimmer kam, „bleibt's noch ein Weil' her-

außen. J' zahl' Euch dasselbigte, nur daß mir die Buben net so zu Grund' gehen, wenn auch der Hardi da is." —

Die Frau rieb sich gedankenvoll die Hände. „Mit'm Hardi", sagte sie, „des is scho 'was. Da kunnt' ein Großer lernen. J' bleib', Bauer, bis' gesund seid — dann muß ein' andere Frau her."

„Ja, ja", erwiderte er still. „Des wird net anders sein. Des wär' meine Pflicht, tät der Hardi sagen. Das Leben verlangt's halt, Schwester."

Das Fernkino der Zukunft

Aufnahmen auf einem dünnen Draht.
Die künftige Umwälzung im Filmgeschäft.

Von Denes Mihaly,
dem ungarischen Erfinder des filmlosen Fernkinos.

Meine erste Erfindung, die meinen Namen in der ganzen Kulturwelt bekannt machte, war der „Telehor", ein Fernsehapparat, meine letzte ist das Fernkino. Für den Laien besteht zwischen beiden ein großer Unterschied, doch ist dieser gar nicht so bedeutend. Jeder Apparat, der uns befähigt, Gegenstand auf irgend eine Entfernung zu sehen, vermag auch lebende Bilder zu übertragen.

Das Fernkino arbeitet wie folgt: Jedes der von der Kamera aufgenommenen Bilder wird mit Hilfe eines anderen Apparates in weniger als einer zehntel Sekunde in kleine Punkte zerlegt. Für jedes dieser Pünktchen erzeugt der Apparat einen elektrischen Strom, der zu der Rundfunkempfangsstation geht. Diese setzt die elektrischen Wellen in akustische um, die beim Empfang durch den Telehor wieder in ein Netz kleiner Punkte verwandelt werden: Auf diese Weise sehen wir das ursprüngliche Bild.

Meiner Meinung nach verbreitet sich das Fernkino in Zukunft genau so allgemein wie heute der gewöhnliche Rundfunk. Ermöglicht wird dies durch die Billigkeit des Apparats, der sich auf etwa 40 Mark stellen dürfte. Schon jetzt ist eine Zentralstation in Berlin gebaut, von der aus Bilder weithin gesandt werden sollen. Sie wird von den gewöhnlichen Rundfunksendern gänzlich unabhängig sein, aber mit ihnen in gleicher Richtung arbeiten. Das Fernkino ist nicht größer als ein Rundfunkempfänger; die Bilder werden nicht auf eine Fläche geworfen, sondern erscheinen innerhalb des Apparats selbst. Auch völlige Dunkelheit ist nicht erforderlich; ein Dämmerlicht, bei dem man noch lesen kann, genügt vollkommen.

Das Fernkino hat nur mit einer Seite des künftigen Rundfunks zu tun. Eine interessante Entwicklung dürfte daneben dem Rohstoff des Films beschieden sein. Ich habe für eine nahe Zukunft eine interessante Erfindung bereit: das „filmlose" Lichtspieltheater.

Diese Erfindung ist schon bis zu einem hohen Grade der Vollkommenheit gediehen und wurde kürzlich in Berlin einer Versammlung von Fachleuten vorgeführt. Sie dürfte ein Markstein für die Entwicklung des Lichtspiels der Zukunft werden. Die wichtigste Besonderheit meiner neuen Erfindung liegt in der Verwendung eines ein zehntel Millimeter starken Drahts an Stelle des Zelluloidstreifens. Die Bildvorführung mit diesem dünnen Stahldraht erfolgt, während er von einer Spule auf eine andere gewickelt wird, wobei man den Projektographen vor dem Empfangsapparat aufstellt. Während nun die aufgenommenen Bilder in elektrische Schwingungen zerlegt werden, läuft der Stahldraht zwischen den Polen eines Magneten durch. Er erhält dabei sogenannte magnetische Impressionen. Läßt man den Draht dann später zwischen den Polen eines anderen Magneten durchlaufen, so erzeugen die ersterwähnten magnetischen Impressionen die gleichen elektrischen Schwingungen, und das Bild läßt sich nun leicht projizieren. So wird ein Netz kleiner Punkte zu einem Bilde vereinigt, und man erhält den Eindruck eines echten Bildes.

Dieser sogenannte „filmlose" Filmapparat hat gegenüber dem mit Zelluloidfilmen arbeitenden bedeutende Vorteile. Man nehme beispielsweise an, der Operateur mache eine Aufnahme, sei aber nicht sicher, ob sie auch vollständig ist. Dann muß er erst den Zelluloidfilm entwickeln, ehe er sich vergewissern kann, ob die Bilderreihe befriedigt oder nicht. Bei Aufnahmen mit dem Stahldraht ist das Verfahren indessen viel einfacher, wie aus folgendem hervorgeht.

Nach erfolgter Aufnahme hat der Operateur nicht einen erst zu entwickelnden Film in Händen, sondern eine Spule Draht mit einer Reihe magnetischer Impressionen, die er ohne jedes Entwickeln einfach abrollen zu lassen braucht. Stellt sich die Aufnahme als mißglückt heraus, so hat er nur den Draht in umgekehrter Richtung wieder auf die erste Spule zu wickeln. Dadurch verschwinden die magnetischen Impressionen, und jede Spur des Bildes ist ausgelöscht. Der Draht ist alsbald für eine neue Aufnahme bereit. Durch dies Verfahren wird viel Geld erspart, denn der Draht kann beliebig benutzt werden. Durch den Fortfall des Entwickelns und Kopierens wird daneben auch viel Zeit gewonnen.

Betrachten wir jetzt die Vorgänge beim Erscheinen der vollständigen Aufnahme. Wir können uns dann entscheiden, ob sie gelungen und zur Vorführung geeignet ist. Drei Minuten später kann der Film dem Publikum in einem Lichtspieltheater vorgeführt werden.

Ein weiterer bedeutender Vorteil liegt in der Dauerhaftigkeit des Drahtes, welcher die Bilder millionenmal zu zeigen gestattet. Auch braucht man keine Kopien zu machen. Statt dessen greift nachstehendes Verfahren Platz: Ist das Vorführungsrecht des Bildstreifens verkauft, so bringt man den Sendedraht mit dem in den Händen der vorführenden oder „Verleih"firma befindlichen zusammen, worauf auf diesen die magnetischen Impressionen übertragen werden.

Diese Erfindung wird bestimmt eine Umwälzung im ganzen Filmgeschäft hervorrufen. Der heutige Film bildet einen Teil der chemischen, der von morgen wird ein Erzeugnis der Stahlindustrie sein. Die Kostenersparnis für den Rohstoff müßte von größter Bedeutung werden. Heute sind wir Zeugen des Siegeszuges des Tonfilms, aber selbst dieser wird den Reiz der Neuheit in dem Maße verlieren, als wir uns der Zeit des Fern- und filmlosen Kinos nähern. Indessen schließt meine Erfindung die Entwicklung des Tonfilms nicht aus; sie geht parallel damit, denn sie vereinfacht und verbilligt das Lichtspieltheater und macht es populärer. Obgleich das Kino der Zukunft gänzlich anders geartet sein wird, so dürfte dieser Wandel den Zuschauern nur in einer größeren Vollendung der auf der Leinwand erscheinenden Bilder deutlich werden.



Bunte Chronik



* **Sterbende Vögel.** Pinguine, die durch Krankheit derart geschwächt sind, daß sie sich beim Schwimmen nicht über Wasser halten können, ertrinken zu Zehntausenden bei den Guano-Inseln, welche in Höhe des Namagualandes der Küste vorgelagert sind. Auf diese Nachricht ist sofort Dr. Gill, der Chef des Kapstadt-Museums, mit mehreren anderen Sachverständigen nach diesen Inseln abgereist, ohne jedoch den Krankheitserreger feststellen zu können. Nach den Mitteilungen der Leuchtturmwächter, die auf diesen Inseln stationiert sind, setzt anscheinend bei diesen Vögeln, sobald sie sich in das Wasser begeben, eine Lähmung der Beine ein, welche sie daran hindert, an die Küste zurückzugelangen. Diese Inselgruppe ist erst vor 30 Jahren formell von der britischen Regierung annektiert worden und bildete bis zu dieser Zeit einen beliebten Zwischenlandungsplatz von Schiffen, die sich dort mit den als Delikatessen sehr geschätzten Eiern der Seevögel versorgten. Nach der Annexion wurde die Eierausfuhr behördlich geregelt und auf eine halbe Million beschränkt. Die Abbaurechte für den Guano aber wurden an eine Gesellschaft verpachtet.

*

* **Shakespeare im Tonfilm.** Ein Tonfilm, der das Leben Shakespeares darstellt, wird zurzeit in England vorbereitet. Das Manuskript ist von einem bekannten englischen Schriftsteller geschrieben, dessen Name bisher noch geheimgehalten wird. Der Film wird zahlreiche Szenen seiner Werke in genau historischer Umgebung sein. Zum Schauplatz der Handlung ist die Shakespeare-Stadt Strafford gewählt. Der neue Tonfilm wird erst gegen Oktober fertig sein und seine Uraufführung in London erleben.

Verantwortlicher Redakteur: **Marian Hepke**; gedruckt und herausgegeben von **A. Dittmann T. z o. p.**, beide in Bromberg